

aufhorchen würde, wenn er hörte, dass die Ermittlungen im Fall Oscar wiederaufgenommen würden. Außerdem bat er den Bürgermeister von Saint-Denis dazu, dessen politische Expertise nützlich sein könnte, falls Jean-Jacques in seinem fast obsessiven Ehrgeiz bei der Klärung dieses Falles behördlicherseits auf Widerstand trafe. Die kleine Gruppe versammelte sich vor dem Museum, kurz bevor es geschlossen wurde, und alle waren erleichtert, der brutalen Julihitze, die dem Südwesten Frankreichs seit einer Woche zusetzte, in klimatisierte Räume zu entkommen. Clothilde führte sie durch Elisabeth Daynès' Ausstellung, während Bruno nacherzählte, was er aus seinem Gespräch mit ihr gelernt hatte.

»Normalerweise würde ein solches Vorhaben ein Vermögen kosten, aber Elisabeth kennt eine junge Studentin, die darauf brennt, Oscars Gesicht im Rahmen ihrer Abschlussarbeit zu rekonstruieren«, erklärte er. »Sie ist bestimmt sehr tüchtig.«

»Glaubst du ernsthaft, dass es möglich ist, ein Abbild von Oscars Kopf zu schaffen, das ihm ähnlich genug ist, um ihn endlich identifizieren zu können?«, fragte Jean-Jacques. »Angenommen, du hast recht, wie können wir erreichen, dass es viele Leute sehen?«

»Über die Medien natürlich«, antwortete Gilles. »Die Story ist gut und liefert Bilder, wie geschaffen für Fernsehen und Social Media. Wir haben einen Schädel, das rekonstruierte Gesicht und einen lange zurückliegenden Mordfall. Ich bin sicher, mein alter Chef bei *Paris Match* würde zwei volle Seiten dafür frei machen, die *Sud Ouest* ebenfalls, und ich kann mir sehr gut entsprechende Beiträge in Fernsehmagazinen vorstellen. Schräg – ein wunderbarer Schlussbeitrag für eine Nachrichtensendung.« Gilles richtete sich auf, machte ein gespielt ernstes Gesicht und nahm den halb sonoren, halb leutseligen Tonfall eines Nachrichtensprechers an. »Und nun noch ein Blick ins Périgord, wo Archäologen in einem Ermittlungsverfahren helfen, das ein über dreißig Jahre zurückliegendes Tötungsdelikt aufzuklären versucht, was bislang nicht gelungen ist.«

»Alles schön und gut, aber wie soll ich das denjenigen schmackhaft machen, die das Ganze zu bezahlen haben?«, wandte Jean-Jacques ein, der immer wieder seinen Blick auf die rekonstruierten Frauengesichter in der Schauvitrine richtete und erkennen ließ, wie sehr er davon beeindruckt war. »Wie dem auch sei, ich würde es einfach gern ausprobieren. Niemand wird bestreiten, dass diese Gesichter hier verblüffend lebensecht wirken.«

»Die Sache kostet euch nichts«, sagte der Bürgermeister. »Wenn ich richtig verstanden habe, will die Künstlerin kein Geld für ihre Arbeit, allenfalls einen kleinen Mietkostenbeitrag. Ich werde mit meinem Amtskollegen in Périgueux reden und bin mir sicher, dass wir für sie ein Bett im Studentenwohnheim finden. Und in eurem Polzeilabor wird doch bestimmt genug Platz für sie zum Arbeiten sein, oder? Da die Mordtat in Saint-Denis stattgefunden hat, werden wir aus unserem bescheidenen Fonds für Fremdenverkehrswerbung eine kleine Summe abzweigen und in die Rekonstruktion des Kopfes stecken können, für den sich nicht zuletzt auch unsere Touristen interessieren werden. Gilles hat recht, dieser Fall wird Aufmerksamkeit erregen.«

Sie hatten die Ausstellungsrunde abgeschlossen und blieben ein letztes Mal vor der Vitrine stehen, in der der lebensgroße Neandertaler mit dem Kind zu sehen war, daneben ein junger Cro-Magnon-Mensch, der mit erhobenem Speer zum Wurf ausholte.

»Interessant«, bemerkte Jean-Jacques, »diese Männer mit ihren zotteligen Bärten sehen irgendwie sehr viel weniger modern aus als die Frauen.«

»Ja, ich weiß, was du meinst, aber stell dir vor, du müsstest dich mit einem Feuerstein rasieren«, erwiderte Bruno.

»Ihr überseht was«, sagte Gilles merklich angeregt. »Schaut euch den Neandertaler an, der dieses Fell lose über die Schulter geworfen hat. Und dann richtet euren Blick auf den Cro-Magnon-Kollegen mit dem Speer aus einer viele tausend Jahre jüngeren Zeit. Er trägt geschneiderte Kleider aus Tierhäuten. Daran habe ich noch nie gedacht, aber diese Cro-Magnons müssen die Nähnadel erfunden haben, das heißt, sie konnten Kleidungsstücke herstellen, die sehr viel besser geeignet waren, das Überleben in Kälteperioden und Eiszeiten zu sichern. Vielleicht haben sie deshalb die Neandertaler abgelöst.«

Später, in Brunos Wohnzimmer, in dem dank der dicken Außenmauern erträgliche Temperaturen herrschten, startete man mit einem Aperitif in den Abend. Der Bürgermeister wandte sich an Jean-Jacques und fragte, ob er damals nicht daran gedacht habe, Oscar mithilfe einer DNA-Analyse zu identifizieren.

Jean-Jacques schüttelte den Kopf. »Das Verfahren war damals noch zu neu und unausgereift, viel zu teuer und unzuverlässig. Erst 1984 konnte der britische Forscher Alec Jeffreys nachweisen, dass jeder Mensch eine einzigartige DNA-Struktur in sich trägt«, erklärte er. »Er entdeckte damit den genetischen Fingerabdruck.« Die Polizei habe sich erst auf den neuesten Stand der Wissenschaft bringen müssen, aber es habe sich schnell ein Strafverteidiger gefunden, der das Potenzial dieser neuen Entwicklung erkannt und in einem Wiederaufnahmeverfahren vor Gericht genutzt habe. Er konnte nachweisen, dass seinen Mandanten, der wegen sexuellen Missbrauchs und des Mordes an zwei Mädchen verurteilt worden war, in Wirklichkeit keine Schuld traf. Wenig später wurde der wirkliche Täter überführt, und zwar anhand einer DNA-Analyse. Der Fall machte Schlagzeilen, und schon ein Jahr später wurde das Verfahren erstmals auch in Florida angewendet, wo es ebenfalls um einen Vergewaltigungsfall ging. Frankreich ließ sich mit der neuen Methode Zeit, nahm sich aber vor, bis spätestens 1996 eine nationale DNA-Datenbank anzulegen. Anfangs wurde das Verfahren nur bei mutmaßlichen Sexualstraftätern angewandt, erst nach den Terroranschlägen vom 11. September ging man dazu über, auch andere schwere Verbrechen damit aufzuklären.

»Heute umfasst unsere nationale Datenbank nicht mehr als fünf Millionen Personen«, berichtete Jean-Jacques. »In Großbritannien und den USA sind es jeweils über zwanzig Millionen. Immerhin waren es Wissenschaftler der französischen Polizei, die die Grenzen dieser Methode aufzeigten. Es gab da einen Fall, in dem eine DNA-Spur mit mehreren Tötungsdelikten in Österreich, Deutschland und Frankreich in Verbindung gebracht wurde. Die französischen Ermittler stellten fest, dass die DNA einer Frau zuzuordnen war, die in einer Fabrik arbeitete, die Wattestäbchen für DNA-Abstriche im Mundraum herstellte. Der Täter wurde schließlich gefasst, es war ein

Mann. Es kann aber trotz einer solchen Panne wohl kaum ein Zweifel daran bestehen, dass die Entdeckung des genetischen Fingerabdrucks die Arbeit der Polizei revolutioniert hat.«

Für Bruno war das kurze Schweigen, das sich einstellte, eine günstige Gelegenheit, die Gäste an den Tisch zu bitten. Er servierte den selbst gebeizten Lachs und fragte, inwiefern Oscars DNA heute von Nutzen sein könne.

»Ich habe darüber nachgedacht«, antwortete Jean-Jacques, »und werde sie erst einmal mit der nationalen Datenbank abgleichen lassen. Die ist zwar noch weit davon entfernt, wirklich umfangreich zu sein, aber immerhin. Außerdem werde ich gleich über Interpol eine europaweite Suche einleiten. Auch unser eigenes Labor sollte sich eine Probe des Schädels vornehmen und die DNA sequenzieren.«

»Wird Jacqueline nicht bald zurück sein?«, fragte Gilles den Bürgermeister. Die halb französische, halb amerikanische Historikerin lehrte ein Semester an der Sorbonne, das andere an der Columbia University in New York. Den Rest des Jahres verbrachte sie in Saint-Denis. Sie hatte einen renovierten Bauernhof gemietet und lebte dort mit Mangin, mit dem sie eine wechselseitig so wohltuende Beziehung pflegte, dass beide um Jahre verjüngt wirkten.

»Ich erwarte sie am Freitag«, antwortete der Bürgermeister. »Zurzeit nimmt sie noch an einem Symposium am Cold War History Research Project in Washington teil. Es geht um ein Thema, mit dem sie sich in ihrem nächsten Buch beschäftigt, um irgendwelche Stasi-Dokumente aus der früheren DDR. Sie hat mir eine Mail geschickt und gesagt, dass auch Jack Crimson an diesem Symposium teilnimmt. Offenbar sitzt er in einem britischen Komitee, das mit darüber entscheidet, welche amtlichen Dokumente für die Öffentlichkeit freigegeben werden und welche nicht.«

»Dann wird Jack auch bald zurück sein?«, fragte Bruno. Er schätzte den ehemaligen britischen Diplomaten und Geheimdienstoffizier, dessen Tochter Miranda zusammen mit Brunos verfloßener Liebe, aber immer noch engen Freundin Pamela einen in der Nähe gelegenen Reiterhof managte. Seit Neuestem boten sie auch Kochkurse an, damit Pamelas *gîtes* auch in den Wintermonaten belegt werden konnten, wenn es nur wenige Touristen gab. Bruno und andere Freunde hatten sich als Sous-Chefs der regionalen Küche einspannen lassen.

»Nein, Jacqueline sagt, dass Jack nach London zurückfliegt und dort an der Sitzung eines weiteren Komitees teilnehmen will. Wahrscheinlich geht es um Themen, die mit dem Symposium in Washington zusammenhängen«, antwortete der Bürgermeister. »Er wird aber nächste Woche wieder hier sein.« Man kam kurz auf Sport, dann auf Politik und nicht zuletzt auf das servierte Wildragout zu sprechen, bis sich Brunos Telefon meldete. Er kannte die Nummer im Display nicht, nahm den Anruf aber trotzdem an. Er wunderte sich, die Stimme Alains zu hören, der als sein Cousin sein nächster Angehöriger war und bei der *Armée de l'Air* diente.

»Schlechte Nachrichten, Bruno«, sagte er. »Es geht um *maman*. Sie hatte einen Schlaganfall und liegt jetzt im Krankenhaus in Bergerac, dem an der Avenue Calmette. Es muss vergangene Nacht passiert sein. Ich weiß es von meiner großen Schwester. Ich

werde ein paar Tage Urlaub beantragen und sie besuchen. Es heißt, sie ist geistig klar, kann aber nicht sprechen.«

»Tut mir leid, das zu hören«, sagte Bruno. »Wann kannst du im Krankenhaus sein?«

»Ich gehe davon aus, dass mein Antrag bewilligt wird und ich schon morgen früh losfahren kann. Gegen vier werde ich dann wohl in Bergerac sein. Ich kann ein, zwei Tage bei Annette unterkommen. Sehen wir uns?«

»Ich versuche mich hier loszumachen und kurz nach vier im Krankenhaus zu sein«, antwortete Bruno. »Vielleicht können wir anschließend noch ein Glas Wein miteinander trinken und uns gegenseitig auf den neuesten Stand bringen. Wir haben lange nichts voneinander gehört.«

»Stimmt. Dann bis morgen.«

Brunos Stimmung kippte. Er dachte an seine Tante und die übervolle Wohnung in einem düsteren Sozialbau, wo er seine Kindheit verbracht und mit fünf weiteren Kindern ein Schlafzimmer geteilt hatte, darunter auch Annette, die Älteste. Sie und die anderen sah er inzwischen nur noch, wenn er seiner Tante an ihrem Geburtstag und zu Weihnachten einen Pflichtbesuch abstattete, immer mit einer Flasche seines selbst gemachten *vin de noix* als Mitbringsel. Annette und ihr Bruder Bernard lebten in Bergerac, auch sie in einer Sozialwohnung. Die anderen drei Geschwister waren weggezogen und hatten bis auf Alain den Kontakt zu Bruno verloren. Annette arbeitete in der Küche des Seniorenheims, in dem ihre Mutter untergebracht war. Bernard war seit Jahren arbeitslos. Er behauptete, wegen einer Rückengeschichte erwerbsunfähig zu sein, was ihn aber nicht hinderte, gelegentlich schwarz als Maler und Dekorateur zu arbeiten.

Alain war Unteroffizier auf dem Luftwaffenstützpunkt Mont-de-Marsan südlich von Bordeaux, bekannt für die beiden dort stationierten Geschwader von Abfangjägern des Typs Dassault Rafale, des modernsten französischen Kampfflugzeugs. Als jüngstes der fünf Geschwister war Alain nur etwas über ein Jahr älter als Bruno, der im Alter von sechs Jahren von seiner Tante aus dem kirchlichen Waisenhaus zu sich geholt worden war. Es war kein glückliches Zuhause gewesen, und Bruno hatte lange Zeit den Verdacht gehegt, dass der Grund für seine Aufnahme das durchaus gut bemessene Pflegegeld war, das seine Tante für ihre *famille nombreuse* zu einer Zeit bezog, als der französische Staat an einem Zuwachs seiner Bevölkerungszahl interessiert war. Im Waisenhaus hatte er, wie er sich erinnerte, sehr viel besser gegessen.

»Sie sehen aus, als hätten Sie schlechte Nachrichten erhalten«, bemerkte Bürgermeister Mangin, als Bruno an den Tisch zurückkehrte und den Apfelkuchen samt Eiscreme servierte. Er berichtete, was er gerade erfahren hatte, was mitfühlend mit Kopfnicken quittiert wurde.

»Ich kann mich nicht erinnern, dass jemals jemand aus Ihrer Familie nach Saint-Denis zu Besuch gekommen wäre«, sagte Mangin.

»In der Anfangszeit war meine Tante mal für ein Wochenende bei mir. Sie hat allerdings deutlich gemacht, dass es ihr nicht gefiel. Es störte sie zum Beispiel, vom Hahn geweckt zu werden. Andererseits war es ihr zu still, ihr fehlte der Straßenlärm der Stadt«, erwiderte Bruno mit einem kleinen Lächeln und dem gemischten Gefühl aus

Zuneigung und Bedauern. »Sie hat nie ein Buch zur Hand genommen und fand es schrecklich, dass ich keinen Fernseher hatte«, fuhr er fort. »Immerhin gefielen ihr das Dordogne-Tal und die Burgen, aber eine Höhle wollte sie nicht besuchen, wegen ihrer Klaustrophobie.«

»Und Ihre Cousins und Cousinen?«

»Wir haben kaum Kontakt miteinander. Alain, der Jüngste, ist ungefähr in meinem Alter. Wir haben uns immer gut verstanden. Er hat mich mal besucht, als ich in einem Seniorenteam gegen eine Auswahl von Jugendlichen Rugby gespielt habe. Es hat ihm gefallen, und er spielt mit dem Gedanken, in ein paar Jahren, wenn er aus dem Militärdienst entlassen wird, hierherzuziehen.«

»Ich habe, als ich Senator war, an einem Programm mitgearbeitet. Es sieht vor, dass lang gediente Veteranen für das Lehramt umgeschult werden«, sagte der Bürgermeister. »Vielleicht wäre es was für ihn. Wir sind hier auf dem Land immer knapp an Lehrkräften, insbesondere an männlichen.«

»Ich werde ihn darauf ansprechen, wenn ich ihn im Krankenhaus sehe«, versprach Bruno. »Allerdings weiß ich, dass er sich gern als Unternehmer engagieren würde. Er ist als Radartechniker und Elektriker ausgebildet worden und schult jetzt andere an Luftabwehrsystemen, weiß also mit Computern umzugehen.«

»Ist er verheiratet?«, fragte Gilles.

»Noch nicht. Ihm geht's wie mir, er findet nicht die passende Frau.«

»Finden tust du sie schon, Bruno«, grinste Gilles. »Aber du schaffst es nicht, sie vor den Traualtar zu schleifen. Liegt offenbar in der Familie.«